Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Nu, da sind Sie doch immer einer der ersten gewesen.

Mag sein, aber auf der Hindernisbahn des Lebens haben Sie es, wie ich sehe, doch wohl besser verstanden. Nun sagen Sie mir: Sind Sie verheiratet?

Na und ob, und ich glaube beinah, Sie kennen meine Frau!

Was, doch nicht Ihre Soldatenliebe, das Fräulein Seligsohn?

Sie haben es geraten; ich bin damit nicht schlecht gefahren, obgleich sie gerade nicht war, was man so eine Partie nennt, aber ich sage mir, gewisse Ideale muß ein Mensch doch haben.

Bravo! Stoßen wir an auf Frau Gemahlin!

Und auf unsre alte Kameradschaft als ehemalige Kanoniere!

Litteratur

Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band LXXXIV—LXXXVII. Hausindustrie und Heimarbeit in Deutschland und Österreich. Leipzig, Duncker und Humblot, 1899

In diesen vier Bänden setzt der Verein die Veröffentlichung der Untersuchungen auf einem Gebiete fort, das er schon 1887 in den Bereich seiner Schriften (Band XXXIX—XLII) gezogen hatte. Er bietet dadurch der Beurteilung des wieder stärker hervortretenden Verlangens nach sozial- und gewerbegesetzlicher Regelung der Hausindustrie und Heimarbeit neue wertvolle Unterlagen. Der erste Band bringt Untersuchungen über Hausindustrien Süddeutschlands und Schlesiens, der zweite beschäftigt sich ausschließlich mit der Hausindustrie der Frauen in Berlin, der dritte betrifft Mittel- und Westdeutschland und Österreich, und der vierte Band endlich enthält Mitteilungen von allgemeiner Bedeutung: Gesetzgebung, Statistik, Übersichten und Berichte über Verhältnisse im Auslande. So wenig die Sammlung, geographisch und den Gewerbzweigen nach, ein erschöpfendes Bild des Umfangs und der Lage der deutschen und der österreichischen Hausindustrie bietet, so ist auch so, wie es geboten ist, das Bild recht bunt; keineswegs durchweg so grau in grau, wie sich vielleicht nach den herrschenden grundsätzlichen Anschauungen unsrer Sozialpolitiker über die Hausindustrie vermuten ließ.

Ein besondres Interesse nehmen die Beobachtungen in Anspruch, die über den hausindustriellen Neben- oder auch Haupterwerb der landwirtschaftlichen Bevölkerung gemacht sind. Treffend weist der eine württembergische Berichterstatter auf die schwierige Frage hin, ob und wann es zulässig oder erwünscht sein könnte, daß durch die Erhaltung ländlicher Hausindustrien, wie die Trikotindustrie in den Bezirken Stuttgart und Balingen, künstlich eine Übervölkerung konserviert und wiederum durch die Billigkeit der Arbeit als Folge der Übervölkerung die Entwicklung zur technisch vollkommensten Betriebsform und zur qualitativ besten Ware verzögert werde. Die „düstern Schatten," die anderwärts der Heimarbeit anhaften, haben sich in der Hausindustrie des genannten Bezirks nicht gezeigt. Über die Hausweberei im Elsaß wird berichtet, daß in ihr dank der Dezentralisation die Wohnungsfrage kaum eine Rolle spiele, und wegen der Verbindung mit der Landwirtschaft und wegen einer zweckmäßigen Betriebsorganisation der Industrie günstigere soziale Verhältnisse herrschten als in sehr vielen andern Industrien. Nur bedrohe die große Ausdehnung der Trunksucht die Zukunft der Arbeiterschaft und hindre ihren sozialen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Kulturfortschritt. Bemerkenswert ist, daß sich nach dem Bericht sowohl der Fabrik- wie der Hausbetrieb in der Weberei langsam verringert. Die Fabrikanten nehmen ab, und die übrig bleibenden vergrößern ihre Betriebe nicht, die Hausweber aber wenden sich teils wieder ausschließlich der Landwirtschaft zu, teils ergreifen sie ein neues Gewerbe, oder sie wandern aus. — In einigen Bezirken des südlichen Schwarzwalds hat neuerdings die Seidenhausweberei rasche Ausdehnung gefunden. Sie trägt nach dem Bericht für den einzelnen Arbeiter jährlich hundert bis vierhundert Mark ein und bewahrt die Landwirte, die ihr obliegen, vor Verschuldung oder ermöglicht Ersparnisse. Die kleinen Bauern müßten durchaus danach streben, ihre freie Zeit auszufüllen, das verleite sie vielfach zu Landkäufen zu übertriebnen Preisen. Dem trete die Hausindustrie entgegen. Die Leute enthielten sich mehr und mehr unverständiger Landerwerbungen, und die Bodenpreise seien auch schon teilweise auf einen der Rentabilität nahekommenden Stand gesunken. Auch der bisher bedenklich zunehmenden Entvölkerung des südlichen Schwarzwalds wirke die Hausindustrie entgegen. Die Abwandrungen nach den Städten nehmen ab, und es bliebe dadurch der Landwirtschaft eine große Anzahl von Arbeitskräften erhalten, zumal für die Zeiten besonders großen Bedarfs. Es sei das vielleicht das einzige Mittel — meint der Berichterstatter —, wodurch dem Arbeitermangel in der Landwirtschaft abgeholfen werden könne. Im übrigen Schwarzwald ist die Hausindustrie mehr und mehr in die Fabrikindustrie übergegangen, und wie es scheint, nicht zum Nachteil der Arbeiter und der Arbeitserzeugnisse.

Auf dem Taunus liegt das Schwergewicht des industriellen Erwerbs in „Fabrik und Handwerk für den auswärtigen Absatz." Die Kleineisenindustrie hebt sich, abgesehen von der Nagelschmiederei, in den Dörfern auf der Grundlage des „Kleinbauerntums." Die Hausindustrie tritt dagegen fast nur noch als Frauen- und Kinderarbeit auf. Die Frauen und Mädchen hätten — sagt der Bericht —, zumal im Winter, viel freie Zeit, die Heimarbeit vertrage sich mit den Pflichten der Hausfrau besser als die Fabrikarbeit. Gerade für die verheirateten Frauen, deren Männer nicht genug verdienten, die Familie zu unterhalten, dürfe deshalb die Bedeutung der Hausindustrie nicht verkannt werden. Gegen Ausbeutung aber würden sie in dem Grade gestärkt, als sich der Verdienst der Männer bessere. — Die Kartonnagenhausindustrie in Lahr in Baden wird geradezu als ein Segen für die Arbeiterbevölkerung erklärt, obgleich die Kinderarbeit dabei eine große Rolle spielt.

Schlimm ist es freilich, wenn die Heimarbeit im Gewerbe die geringe Haushaltsarbeit noch über Gebühr einschränkt, wie das z. B. von den Zinnmalerinnen in Nürnberg und Fürth berichtet wird. Viel mache ja der Haushalt nicht zu thun, da die Wohnungen meist aus Zimmer und Kammer oder zwei Zimmern beständen. In allen Fällen nähme der Haushalt nur den kleinern Teil der Zeit in Anspruch. Leider werde aber auch diese geringe Haushaltsarbeit recht unordentlich vorgenommen, und das sei Schuld der Heimarbeit. Da das Zinnmalen nach der Anschauung der Arbeiterinnen Geld einbringe, die häusliche Arbeit aber nicht, so werde diese jener hintangesetzt. — Hier haben wir es schon mit der städtischen Hausindustrie und zwar der Frauenheimarbeit zu thun, die, wie erwähnt, den ganzen zweiten Band — die Hausindustrie der Frauen in Berlin — in Anspruch nimmt.

Das Berliner Bild ist im wesentlichen grau in grau gemalt. Hier macht sich wohl auch der schulgerechte Blick der jugendlichen Forscher ziemlich gleichmäßig geltend. Es ist darüber kaum viel neues zu sagen. Meiner Ansicht nach wird der Umfang der Berliner Frauenheimarbeit, soweit man Statistik darüber zu machen versucht, noch bedeutend unterschätzt; aber ebenso doch auch ihre immerhin vorhandne natürliche und gute Seite. Gerade in der Großstadt ist die Einschränkung der hauswirtschaftlichen Produktion und Arbeit zu Gunsten der gewerblichen am aller-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weitesten fortgeschritten, und deshalb auch gerade die Frau im Haushalt am meisten entlastet worden. Die auf dem Lande gegebne Möglichkeit einer zunehmenden Verwendung der frei gewordnen weiblichen Arbeitskraft in der Landwirtschaft fehlt dabei ganz. Die vom Osten nach Berlin kommenden Arbeiter kennen von vornherein keinen großen Aufwand an Arbeit für den Haushalt. Wenn man die Gesamtsumme ziehn könnte, würde sich wohl, trotz alles Übermaßes der Frauenheimarbeit in Einzelfällen, ein ganz erkleckliches Quantum brach liegender und vergeudeter Arbeitszeit und Arbeitskraft der Berliner Frauen immer noch ergeben. Daran liegt es ja auch hauptsächlich, daß die Konkurrenz der Reservearmee noch eine ganz unabsehbare Mächtigkeit hat und die Lohnhöhe immer wieder hinabdrückt, wenn sie irgendwo steigen will. Ob man den Arbeiterkreisen hilft oder sie schädigt, wenn man die Frauenarbeit auf Fabrik und Werkstatt beschränkt, die Heimarbeit unmöglich macht, ist da doch nicht so leicht zu entscheiden, und der Gesetzgeber wird wohl daran thun, die äußerste Vorsicht bei weitern Eingriffen in die Arbeitsfreiheit walten zu lassen.

Die neuen Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik mahnen ganz entschieden zu dieser Vorsicht. Sie zeigen, wie ungeheuer verschieden im einzelnen die Verhältnisse sind und beurteilt werden müssen, und daß mit den theoretisch konstruierten sozialen und wirtschaftlichen Gesetzen, wenn sie ohne weiteres auf das Papier der Gesetzsammlung gerieten, viel Unheil angerichtet werden könnte. Nicht die Bekämpfung, sondern die Fürsorge für die Hausindustrie der Frauen ist in den Großstädten das Richtige: vom Staat muß man die Ausdehnung der Aufsicht, der Arbeiterversicherung, des Wohnungs- und sonstigen Gesundheitsschutzes verlangen, von dem gemeinsinnigen Publikum aber Vereinshilfe in großem Maßstab, da von der Koalition gerade dieser Arbeiterklasse selbst blutwenig zu erwarten ist. β

Richard Rothe. Den Theologen unter unsern Lesern braucht nicht gesagt zu werden, wer Richard Rothe gewesen ist, und was er bedeutet; aber der Laienwelt scheint sein Andenken ziemlich entschwunden zu sein; wenigstens erinnern wir uns nicht, in den letzten zwanzig Jahren seinen Namen je einmal in einer Zeitung gelesen zu haben. Da rechtfertigt es sich doch wohl, einmal an den Mann zu erinnern, der ganz klar ausgesprochen hat, was Tausenden von wackern Männern nur in nebelhaften Umrissen als Ideal vorschwebt. Der Umstand, daß Rothe im Jahre 1799 geboren worden ist, hat zur Abfassung eines Lebensbildes Anlaß gegeben (Richard Rothe, sein Charakter, Leben und Denken. Zur Feier seines hundertsten Geburtstags dargestellt von Wilhelm Hönig, Pfarrer in Heidelberg. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, 1899), das uns zu dieser Erinnerung anregt. Rothe ist als Knabe sehr fromm und mystisch geartet, ein eifriger Bibelleser und Beter gewesen, hat aber zugleich für Litteratur und Theater geschwärmt. Die Welt- und Lebensansicht, mit der er die Universität bezog, war, der rationalistischen Umgebung, in der er aufgewachsen war, entsprechend, unbefangen und freisinnig. Eine Zeit lang erfüllte ihn die katholische Kirche mit lebhafter Bewundrung, während ihn der klägliche Zustand des protestantischen Kirchenwesens abstieß. Im Predigerseminar zu Wittenberg wurde er fanatischer Pietist. Als Gesandtschaftsprediger in Rom (1823 bis 1828) verkehrte er viel mit Bunsen und den deutschen Künstlern; hier ging ihm der Sinn für Natur und Kunst auf, er fand sein eignes Wesen wieder, das im Streben nach Fülle und Einheit bestand, und er erkannte die Verwerflichkeit des pietistischen Konventikelwesens. Den Sinn des Christentums, wie er ihn dann bis zu seinem Lebensende (1867) festgehalten hat, erschloß ihm die Julirevolution. Er sagte sich, daß eine großartige Volksbewegung und politische Umwälzung weder ungöttlich noch widergöttlich sein könne, und folgerte daraus, daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich Gott auf eine doppelte Weise offenbare: in der Weltgeschichte und in der Seele dessen, der die Weltgeschichte versteht. Zugleich glaubte er zu erkennen, daß das Sittliche das Wesentliche im Christentum sei; was könne der dogmatische Glaube an die physische Einheit Jesu mit Gott nützen? Nur daß in Jesus die moralische Einheit des Menschen mit Gott erscheine, habe Wert für uns. Daraus ergab sich ihm folgende Weltansicht. Die Welt ist die Selbstoffenbarung Gottes. Das wahrhaft Menschliche ist das Göttliche; indem der Mensch sich selbst und die Natur (diese durch Benutzung) vergeistigt, vergöttlicht er sich und die Natur. Religion ist nur die Gott zugewandte Seite der Moralität, das Bewußtsein der Seele davon, daß sie durch ihre Vervollkommnung mit Gott in Verbindung tritt. Da nun die Lebensaufgabe des Menschen moralischer Natur, die Pflege der Moralität aber weit mehr Sache des Staats als der Kirche ist, so liegt das Ziel der Weltentwicklung nicht auf dem kirchlichen Gebiete, sondern auf dem des Staats. Die mittelalterliche Kirche war nur ein Notbehelf, weil es keine weltliche Organisation gab, die die Kultur zu bringen, zu erhalten und zu pflegen geeignet gewesen wäre. Nachdem die Kirche ihre Aufgabe erfüllt hatte, mußte sie zerstört werden. Das besorgte die Reformation. Das protestantische Kirchenwesen ist nur ein Zersetzungsprodukt und stellt den Übergang zu einem Zustande dar, wo der Staat alles in allem und eine besondre religiöse Körperschaft weder vorhanden noch nötig sein wird. Als den Hauptfehler des heutigen Kirchenwesens bezeichnete er die Hartnäckigkeit, mit der die Geistlichkeit und die kirchlichen Behörden an dem Dogma festhielten und sich vor der Kultur der Zeit ängstlich absperrten. Diese Kultur sei eben das Werk Gottes, eine neue Offenbarung Gottes, und sich in den dogmatischen Vorstellungskreis des sechzehnten Jahrhunderts zurückzuversetzen sei für den modernen Menschen ein Ding der Unmöglichkeit. Indem man dem Volke dieses Unmögliche zumute, dränge man es zur Feindschaft gegen das Christentum. Die sogenannten Ungläubigen seien moralisch, also in Beziehung auf das Wesentliche, mindestens ebenso gute Christen wie die sogenannten Christen, und wenn Christus noch einmal auf Erden erschiene, in seiner Knechtsgestalt, „ohne Orden und Sterne," so würde so mancher der sogenannten Ungläubigen sein Jünger werden, und mancher orthodoxe Schriftgelehrte ihn verwerfen. Aus solcher Gesinnung ist Rothes berühmte Ethik hervorgegangen, in dieser Gesinnung ist er als Heidelberger Professor einer der Hauptbegründer des Protestantenvereins geworden.

Nur erinnern wollten wir an Rothe, nicht etwa uns mit ihm auseinandersetzen; dazu wäre ein Unmaßgebliches nicht der Ort. Aber vielleicht ist es den Lesern recht, wenn wir ihnen ein paar Wegweiser aufstecken zu Gedankenbahnen, die sie dann selbständig weiter wandeln mögen. Die Grundschwierigkeit, an der der Protestantismus leidet, besteht bekanntlich darin, daß er eine kirchliche Gemeinschaft aufrecht erhalten will, nachdem er dem Individuum sein volles Recht zugestanden hat. Es ist das nur ein besondrer Fall der allgemeinen großen Welt- und Menschheitsfrage, wie das Recht des Einzelnen mit dem Interesse der Gesamtheit in Einklang zu bringen sei, oder wie das heute genannt wird, der Streit zwischen Individualismus und Sozialismus. Für die katholische Kirche besteht diese Schwierigkeit nicht, weil sie auf das Bedürfnis der Massen, und zwar einer nach dem Abfall der Nordländer ziemlich gleichartigen Masse zugeschnitten ist, die Bestandteile von Massen aber keine starken Individualitäten sind; wenigstens keine Individualitäten von starker eigner Denkkraft, und nur aus dieser Art Stärke entspringen die kirchlichen Verlegenheiten, denn Geistern von starkem Willen bietet gerade eine Gemeinschaft wie die katholische den willkommensten Wirkungskreis: Gelegenheit zur Beherrschung, Leitung und Benutzung großer Massen. Wären nun alle Protestanten oder noch besser alle Christen Individuen von Rothes Art, so

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würde sich die Einheit, statt durch Beherrschung von außen, auf das schönste von innen heraus, vom Individuum aus herstellen in Form einer prästabilierten Harmonie; indem jeder einzelne von Gott erfüllt wäre, würden alle einmütig harmonische Bahnen beschreiben. In dem Mystiker Rothe fielen das Göttliche und das Menschliche, Natur und Geist, Kultur und Religion in eins zusammen; zu der Einheit des Gemüts in allumfassender Fülle, von der er als Knabe ausgegangen war, kehrte er nach der kurzen pietistischen Verirrung zurück, und obgleich sein Herz und sein Geist allem Schönen und Großen dieser Welt, aller Kunst und Wissenschaft, allen technischen und politischen Interessen offenstanden, wankte er doch nie in dem Glauben, worin er auch gestorben ist, daß ohne Christus die ganze Welt ohne Sinn und ohne Wert sein würde; der Verkehr mit Christus war sein stärkstes persönliches Bedürfnis; Novalis war der Lieblingsdichter des Knaben gewesen und blieb der des reifen Mannes. Nun hat es aber um das Jahr 1800 nur einen Novalis und in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nur einen Rothe gegeben. Dieser hat sich selbst einmal scherzend die krasseste Mischung von Köhlerglauben und Unglauben genannt. Für gewöhnlich sind jedoch die beiden Bestandteile seines Wesens getrennt. Gewiß, auch der Weltlichste hegt noch ein Restchen religiösen Glaubens oder Aberglaubens in einem dunkeln Herzenswinkel, und auch der gläubigste Köhler hat weltliche Interessen, meist sehr lebhafte und starke weltliche Interessen, wenn auch wenig Sinn für weltliche Kunst und Wissenschaft, aber in der ungeheuern Mehrzahl herrscht das eine der beiden Interessen so entschieden vor, daß es das andre ausschließt, und daß nicht eine Harmonie zustande kommt, sondern die Vertreter der beiden Interessen einander als feindliche Kriegsheere entgegentreten, wobei dann freilich das an sich gewöhnlich schwächere religiöse Interesse erst durch das Bündnis mit irgend einem weltlichen Sonderinteresse stark gemacht werden muß, wenn es dem Gegner ebenbürtig werden soll. Die liberale Partei in Baden, deren geistliche Seele Rothe eine Zeit lang gewesen ist, hat mit ihm diese Seele verloren und damit zugleich auch allen Einfluß auf die religiös gestimmten Gemüter. Von den Massenbewegungen aber, die nach seinem Tode in Fluß geraten sind, und denen Bismarck durch das allgemeine Wahlrecht das gesetzliche Bett gegraben hat, konnte er schon darum keine Ahnung haben, weil er sein ganzes Leben lang dem Volk und — was wichtig ist, da die Masse immer kindlich denkt und fühlt — den Kindern fern gestanden hat. Er hat keine eignen Kinder gehabt und nur in ein paar vereinzelten Fällen Konfirmandenunterricht, sonst keinen Religionsunterricht gegeben; er hat auch als Prediger immer nur ein hochgebildetes Publikum gehabt, er ist mit dem gemeinen Volke niemals in amtliche und wahrscheinlich doch auch nur sehr selten, wenn überhaupt, in gesellschaftliche Berührung gekommen; er hatte demnach bei allem, was er dachte und schrieb, nur den kleinen Kreis hochgebildeter Männer vor Augen, der der einzige war, den er kannte. Als sich seinem Kampfe gegen die kirchliche Reaktion in Baden das Volk — durch die Agitation gegen die Agende — anschloß, war ihm das schon zuwider, obwohl da gar noch nicht das eigentliche Volk auftrat, denn dieses ist bekanntlich in Baden katholisch; die Protestanten sind meistens Städter und gehören größtenteils den gebildeten Ständen an. Ist es nicht auch eine merkwürdige Wandlung, daß vom Protestantenverein niemand mehr spricht, und daß nur noch der Evangelische Bund einige Aufmerksamkeit erregt, der sich nicht die Verteidigung der wissenschaftlichen Freiheit gegen die Orthodoxie, sondern den Kampf gegen Rom zum Ziele setzt?

Fin de siècle. Unter dieser Flagge ist im vergangnen Jahre noch sehr vielerlei verladen worden, was uns allmählich zu löschen obliegt. Zunächst ein

christliches Lehrgedicht von Emil Labry (Münster i. W., Capito), das sich mit Recht als „Eine Gabe für Erwachsene" einführt, denn Kinder bekommen es besser nicht in die Hände. Petrus wird von dem Herrn auf die Erde entsandt in eine größere Stadt, etwa Köln, um zu sehen, wie es da zu dieser Frist hergeht. Er kommt zweimal, zuerst zu Weihnachten, dann um Johannis. Das einemal feiert er gute Weihnachten bei armen Leuten und unerquickliche bei reichen, hört mit Mißfallen einen evangelischen Prediger, der gegen die Katholiken wettert, deren gute Werke doch in der Kranken- und Armenpflege zu Tage liegen, und deren Gottesdienst auf den heiligen Petrus einen recht vorteilhaften Eindruck macht. Der Verfasser scheint ein freigerichteter Katholik zu sein, der päpstlichen Unfehlbarkeit ist er ebenso abgeneigt wie dem strengen protestantischen Kirchentum. Auf seiner zweiten Wandrung kostet Petrus den dermaligen Zustand jener ungenannten Stadt, die an Stelle aller als Beispiel dient, nach dem Schema der zehn Gebote durch, und er lernt, was gut und böse ist, der Reihe nach kennen: Sonntagsruhe, Wirtshausleben, Versicherung und freie Wohlthätigkeit, Sünden gegen das sechste Gebot (sehr eingehend, besonders aufklärend für Kinder, wenn sie das Buch doch einmal erwischen sollten), Polizei, Handel, Streik, Toleranz („Herr, sprach Petrus, jedes Volk hat — Seine Juden, dies verdienet").

Der vierfüßige Trochäus verlangt zwar keine sehr große formale Begabung, er bleibt aber bei aller Annäherung an die Prosarede doch immer eine poetische Form, zu deren Handhabung noch mehr gehört als Auszählen der Silben und die nötige Menge Apostrophe. „Sollt' dein liebevolles Wirken, Sollt' dein Leiden und dein Sterben Wohl gewesen sein vergeblich?" Das ist gewiß alles andre als Poesie! Seit Heine empfinden wir nun ferner diese kurzen Trochäen leicht parodisch, und ein Dichter, der nicht absichtlich ins Spaßhafte fallen will, hat daher sehr auf seiner Hut zu sein. Der Verfasser aber parodiert wider Willen, z. B. bei der Sonntagsruhe:

Vom Genuß des vielen Bieres
Und auch mannigfacher Schnäpse
Ist der Männer Sinn umnebelt.
Und mit überlauter Stimme
Streiten jene miteinander;
Wenn sie zu erhitzt sind, schreiten
Sie noch gar zu Thätlichkeiten.

Oder gelegentlich des Dynamits:

Wenn verhaßt ist ein Minister,
Ist er nie des Lebens sicher,
Und gar mancher ist als Opfer
Dieser Meute schon gefallen.
Selbst Monarchen, die gesetzet
Doch von Gott sind und gesalbet

usw. Wer dabei ernsthaft bleibt, dem muß schon an dem Tage, wo er es liest, etwas recht Verdrießliches passiert sein. Außer den Kindern wären also mindestens noch Studenten und andre lose Vögel von der Lektüre auszuschließen. Es ist schade, daß sich nicht zu so vielem Ernst und löblichem Willen der Geschmack als Hüter des Ausdrucks eingefunden, oder daß nicht ein guter Freund dem Verfasser gesagt hat, wie viel besser sich sein Stoff in eine schlichte, legendenartig gehaltne Prosaerzählung hätte einkleiden lassen, während wir jetzt wirklich in Verlegenheit wären, sollten wir angeben, welche Klasse von erwachsenen Lesern eigentlich an dieser Dichtung Freude haben möchte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Wie führt Goethe sein titanisches Hauptproblem, das Bild seines eignen Lebenskampfes, vollkommen einheitlich durch?“ ist nicht etwa, wie man meinen könnte, das Thema eines Klassenaufsatzes, sondern der Titel eines von Dr. Hermann Geist, königlichem Gymnasialdirektor a. D., mit vieler Begeisterung geschriebnen Faustkommentars (Weimar, Böhlaus Nachfolger), der namentlich von jüngern Leuten mit großem Nutzen gelesen werden kann. Der Verfasser legt in einem Schlußwort sein Buch dem scheidenden Jahrhundert auf das „Sterbelager“ (die nicht sehr geschmackvolle Wendung erfand noch ganz zuletzt der inzwischen verstorbne Ludwig Büchner), und er richtet an das neue von seinem Thema aus öfter allgemeine Bemerkungen, in denen wir wohl den aktuellen Teil seines Werks voraussetzen dürfen. Daß der klassisch gebildete Schulmann den zweiten Teil des Faust gewissermaßen zu einer Empfehlung der klassischen Studien für unsre Jugendbildung verarbeitet, ist begreiflich. Ebenso vielleicht, bei seinem Streben nach scharfem und möglichst faßlichem Ausdruck, wenn Seite 191 „das Klassische“ mit einem Zeugnisse über sieben Vorzüge aufgerufen wird, denen dann „das Romantische“ ein solches mit ebenso viel Fehlern entgegenhalten muß, beschämenderweise so, daß im Druck genau Nummer gegen Nummer gestellt ist. Was dann weiter in einem besondern Kapitel über die moderne Fortbildung des antiken Geistes dem griechischen Altertume nachgerühmt wird: daß „die antiken Ideale objektive Anschauungen“ seien, daß das „natürliche ideale Menschentum jahrhundertelang in Griechenland geblüht“ habe (also nicht etwa bloß in Schillers Göttern Griechenlands), daß „der Weg zur italienischen Renaissance nach Griechenland führe,“ und daß sich Goethe deswegen nicht mit der Renaissance begnügen konnte, sondern auf „ihre lebendige Quelle, die klassische antike Welt selber“ zurückgehn mußte, weil „die italienische Renaissance bis auf wenige Ausnahmen noch mitten in den mittelalterlichen Gefühlen und Anschauungen steckt“ — alles das und noch mancherlei andres läßt sich zwar ein verscheidendes Jahrhundert geduldig aufs Sterbebett legen, das lebende aber wird aufhorchen, wenn es vernimmt, daß bei der Erneuerung der Menschheit durch die antike Kultur noch nicht tief genug in den antiken Geist gegriffen worden, daß das Werk erst halb gethan sei (S. 117). Denn dieses Jahrhundert wird jedenfalls mit dem Altertumsstudium als Grundlage der allgemeinen Vorbildung Abrechnung halten müssen, die Männer mit ihren Worfschaufeln stehn ja schon lange vor der Thür. Bis dahin wäre es gut, daß wir alle, die wir von der Antike etwas halten, uns möglichst klar darüber geworden wären, mit welchem Rechte wir das thun. Was soll es z. B. bedeuten, daß „die klassischen deutschen Dichter die moderne philosophische freie Geisteswelt direkt mit der antiken freien Humanität und ihrer naturwahren vollendeten Schönheit durch allseitige innige Verschmelzung der antiken Form mit dem modernen Geiste zu verbinden suchten“ (S. 118), oder daß, wie es kurz vorher heißt, „erst die neuste Zeit, die moderne freie Subjektivität, den antiken Geist wieder frei gemacht“ habe? Der Klassizismus, zu dem auch Goethe beigetragen hat, ist doch längst überwunden (in der bildenden Kunst ist er sogar anrüchig geworden), und die dazu gehörige Philosophie wird sicherlich nicht das wesentlichste Bedürfnis des zwanzigsten Jahrhunderts sein. Wir müßten ferner, wenn wir nach dem immer lehrreichen Verhalten der romanischen Völker zur Antike fragen, wissen, daß die Italiener der Renaissance gerade nicht „von den Griechen direkt gelernt haben“ (S. 120), und müßten uns auch klar darüber sein, daß das ein Glück für sie war. Bei einer ernstlichen Abrechnung könnte es sich sogar herausstellen, daß Macaulay recht hätte, und daß das antike Kapital von seinen modernen Zinsen längst überholt worden wäre, und wir brauchten es dennoch nicht als nutzlos aus dem Geschäft zu nehmen, wir müßten nur eine neue Aufstellung machen, was freilich keine so ganz leichte und friedliche Sache sein würde. Doch genug der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bemerkungen. Der Verfasser wolle daraus erkennen, daß seine Sorgen auch die unsern sind, daß wir aber in der Frage der klassischen Vorbildung nicht so rosenfarben sehen wie er, sondern meinen: wer aus einem Brande alles retten möchte, rettet vielleicht nichts.

A. P.

Bücher für beschauliche Leute. Es sind solche, die man nicht in einem Zuge durchliest, weil man zu oft anhält und sich mit einzelnem in Gedanken abfinden möchte, die man aber dafür öfter wieder in die Hand nimmt, die man auch zurückstellt und aufbewahrt, die besten von ihnen sogar länger als die meisten bessern Romane, denn sie sind noch seltner. Zu diesen rechnen wir in erster Reihe die kleinen Bücher von Hermann Oeser, der sittliche und religiöse Fragen für das tägliche Leben beantwortet und christliche Gedanken in die moderne Welt bringt, wohin keine theologische Wissenschaft und keine Erbauungslitteratur trifft. Bald in Form von Erzählungen: „Stille Leute" (Basel, Reich), fünfte Auflage, um eine Geschichte vermehrt; die beste bleibt die erste: „Der alte Pfarrer." Demnächst müßte die letzte kommen von dem tiefsinnigen alten Schäfer, dem die Welt beschränkter Bravheit um seine Hütte herum sein Anderssein übel nahm und es ihn schwer entgelten ließ. Alle haben etwas ungemein Friedliches und viel Betrachtung, auch rückwärtsgewandte auf die Vergangenheit, in der man Ruhe sammelt und Kräfte für die weitergehende Tageshetze. Dann wieder ist der größere Teil eines solchen Büchleins Betrachtung und Diskussion, wie in den „Gedanken des Herrn Archemoros" (aus demselben Verlage), des Erznarren, oder wie er selbst sich verdeutscht, des Schicksalswegweisers, des Führers für Irrende, Suchende und Selbstgewisse. Am besten sind gleichwohl die Stücke, in denen die Erzählung stark mitspricht. Eine sehr ergreifende ist unter vieren in der neuen, vierten Auflage hinzugekommen: „Gestorben am vierundzwanzigsten Dezember," worin ein tüchtiger Mann, der weder sich noch die Seinen froh gemacht hat, erst auf seinem letzten Bette die Sprache findet, in der sich alle für einen letzten Augenblick noch einmal verstehn. Das Gegenstück dazu, „Der Koffer," berichtet, wie drohende Mißverständnisse beizeiten erkannt und geklärt werden, gleichfalls beim Weihnachtsfest, aber dem ersten einer jungen Ehe. Der handelnde Teil ist diesesmal die Frau, und die Behandlungsweise leicht komisch, weil ja das Unheil noch glücklich hat abgewandt werden können. Oeser ist ein vollkommner und dabei ganz natürlicher Erzähler, seine Sachen machen den Eindruck wie erlebt, und die Worte scheinen ihm zwanglos gefolgt zu sein. Je näher er sich seiner Heimat hält, desto glücklicher ist er, sowohl selbst als nach dem Eindruck, den er auf seine Leser macht: diese Lokaltönung wirkt wie ein Abendläuten draußen an einem stillen Ende nach dem Geräusch des Tages. Oeser gehört selbst zu den „stillen Leuten," er ist kein Treiber und Schieber des vierten Standes, und das ist gut, denn es giebt ja unter den litterarischen Vertretern dieses subjektiven Christentums schon streitbare Männer genug.

Christliche Haltung hat auch ein andres kleines Buch aus dem Südwesten, ohne daß es religiöse Fragen behandelt: „Menschenleid, Skizzen und Dichtungen," von Paul Quensel (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer). Der Verfasser hat ein entschiednes Talent für Schilderung. Seine Verse sind gut, aber seine Prosa ist noch besser. Leider sind die meisten dieser Skizzen viel zu kurz, der Leser wird aus einer Stimmung in die andre gejagt, das sollte nicht sein! Breit ist zwar widerwärtig und kurz manchmal sehr wirkungsvoll, aber es giebt ein mittleres Maß. Von des Verfassers Stücken kann man einfach sagen: je länger sie sind, desto besser sind sie. Was er leisten kann, zeigen zwei, die allen andern weit vorangehn: auf dem ernsten Gebiete „Wie es kam," auf dem humoristischen „Herr Niebegall," beide tief poetisch und lebendig anschaulich, Meisterwerke in ihrer Art. Lauter solche zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verlangen in einem derartigen Bändchen wäre vielleicht unbescheiden, aber einige wünschen darf man sich wohl schon noch einmal.

Arthur Bonus giebt als eine Fortsetzung seines frühern Buchs „Zwischen den Zeilen" mit demselben Titel und dem Zusatz „Noch etwas für besinnliche Leute" (Heilbronn, Salzer) einunddreißig ernste, gehaltvolle Betrachtungen mit vielen eingestreuten Erlebnissen und kleinen Erzählungen. Dem Dichter Oeser gegenüber ist er der Ermahner. Oeser ist konkreter und in seiner ganzen Art wohlthuender, aber Bonus greift die einzelnen Probleme oft kräftiger an, und was er z. B. Seite 126 über Gott und das Naturgesetz sagt, ist tiefer geholt als die Weisheit des Herrn Archemoros über den Telegraphendraht, den der Bauer sieht, und über den Strom der göttlichen Gedanken, der unsichtbar hindurchgeht. Alles, was Bonus vorbringt, ist beachtenswert, manches sehr originell, z. B. „Die Reise ins Negativ," eine Träumerei über das Jenseits, wonach jeder dereinst sein eignes Negativ durchleben muß, d. h. alle Eindrücke und Einwirkungen, die von ihm ausgegangen sind, an sich erfahren. Gelächelt oder gar gelacht wird bei Bonus seltner als bei Oeser, aber eine Diatribe über den Geist, worunter die Kaffern in Afrika und der Professor Häckel in Jena ein „gasförmiges Wirbeltier" verstehn, jene aus Unverstand, dieser aus Wissenschaft (in Nr. 29, Lohnsucht) ist des Matthias Claudius würdig.

Ein Buch von ähnlichen Ansprüchen, das ebenfalls einen norddeutschen Geistlichen zum Verfasser hat, trägt einen sehr pastoralen Titel: „Nimm und lies! Biblische Streifzüge und Charakterbilder" von Christian Rogge (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer). Längst gewonnenen Christen und gewohnten Kirchgängern wird es angenehm sein, das Wort Gottes auch einmal in Miniaturformat in die Hand nehmen und jeder Zeit weglegen zu können, aber für Kinder der Welt ist der Ton nicht getroffen. Abgesehen von der Predigtweise oder dem Stil der Katechisation, den man doch als Gemeindemündiger nicht mehr so gut verträgt (siehe die Einleitung zu Nr. 5 „Der Humor der Bibel"), findet man zuviel wenn auch nicht eigentliche Gelehrsamkeit, so doch was an das fachmäßige Wissen erinnert, und was in Büchern für die gebildete große Welt überwunden sein muß. Das ist umso mehr schade, als des Verfassers Grundgedanke, der Gebildete müsse die Bibel und namentlich auch das Alte Testament viel besser kennen, so vollkommen richtig ist, und als er selbst sehr wohl die Fähigkeit haben würde, dafür zu werben und zu gewinnen. Die Stücke „Jephtha" und „Elias" sind sehr ansprechend, und die zwei Episoden aus der Geschichte Sauls geradezu schön. Beiläufig, bei dem Jeremias in der Kunst verdiente wohl in einer zweiten Auflage neben „Meister Bendemann" (S. 17) auch noch Michelangelo ein Plätzchen. A. P.

Fehlerberichtigung. In Heft 5 sind in den „Herbstbildern" zwei Fehler stehen geblieben; auf Seite 247 muß es am Schlusse des Absatzes heißen: Geburtstag der Königin; und auf Seite 251 Z. 4 v. o.: umzieht.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG